

Pfarrrechte von der Bergkirche St. Remigius von den Bewohnern bevorzugt wurde. Doch die Aussage, dass „sie 1563 der Remigiuskirche inkorporiert und damit faktisch zur Pfarrkirche erhoben“ (S.253) worden sei, ist zumindest unpräzise und in dieser Kausalität nicht haltbar. Die Bauauffälligkeit der Remigiuskirche auf dem Berg hatte die Bevorzugung der Bricciuskirche im Dorf gefördert. Die angesprochene – übrigens befristete – Einverleibung der Kaplaneipfründe in die Remigiuspfarre war dafür nicht verantwortlich, im Gegenteil, sie sollte die bauliche Wiederherstellung der Remigiuskirche und des Pfarrhauses auf dem Berg finanzieren. Auch bei der Baugeschichte kommt es mitunter zu Ungereimtheiten, etwa wenn es über die Sülchenkirche bei Rottenburg heißt, dass ihr Chor, der in Wirklichkeit wie die gesamte Kirche aus der Zeit um 1450 stammt, „erst Ende des 19. Jahrhunderts“ gebaut worden sei (S.102). Doch sollen solche Unsicherheiten nicht überbewertet werden, zumal sie nicht den Hauptgegenstand – die Glocken – betreffen und angesichts der Fülle der abgehandelten Kirchen und der Unübersichtlichkeit und eingeschränkten Zugänglichkeit lokaler Forschung und Literatur Fehler unvermeidbar sein dürften.

Schapkas Arbeit beeindruckt durch den enormen Aufwand und Fleiß sowie durch die zusammengetragene Materialfülle. In Ergänzung zum Deutschen Glockenatlas bieten die beiden Bände zusammen eine verlässliche Grundlage, auf die Historiker und Heimatforscher bei der Erstellung von Festschriften und Kirchenführern im Landkreis Tübingen gerne zurückgreifen werden. Durch die Vollständigkeit der Erfassung und die zahlreichen Einzelinformationen bieten sie aber auch eine wertvolle Datenbasis für weitergehende Forschungsfragen der Historiker und Campanologen.

Herbert Aderbauer

Christian KAYSER, Das ehemalige Benediktinerkloster Blaubeuren. Bauforschung an einer Klosteranlage des Spätmittelalters (Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 17). Ostfildern: Jan Thorbecke 2020. 432 S., 7 lose Planbeilagen. ISBN 987-3-7995-1454-5. Geb. € 80,-

Die spätmittelalterliche Klosteranlage von Blaubeuren zählt zu den bedeutendsten Zeugnissen der Klosterarchitektur aus der Zeit der großen spätmittelalterlichen Reformbewegungen bei den nach der Regel des hl. Benedikt lebenden Männerkonventen. Unter Graf Eberhard im Bart eng in den Landesausbau einbezogen, nach Einführung der Reformation in eine evangelische Klosterschule umgewandelt, beherbergt die Anlage bis heute eine Internatsschule. Trotz der zahlreichen jüngeren Publikationen, insbesondere zur Ausstattung der Klosterkirche, blieben viele grundsätzliche Fragen zur Baugeschichte ungeklärt.

Mit dem nunmehr vorgelegten Band von Christian Kayser wird die vom Landesamt für Denkmalpflege herausgegebene Reihe der Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in neuem Layout und neuer Aufmachung fortgesetzt. Grundlage des Bandes bildet die Bauforschung an der Gesamtanlage anlässlich der Baumaßnahmen in den Jahren 2010 bis 2017. Nach einer kurzen Einführung zu den an dem Bauensemble verwendeten Baumaterialien und ihrer Herkunft werden, beginnend mit dem Kreuzgang, die einzelnen Baugruppen der Klosteranlage abgehandelt. Jedem Kapitel ist eine kurze Zusammenfassung der bekannten historischen Daten und eine Kurzdarstellung der Befunde zur mittelalterlichen Anlage vorangestellt. Es folgt dann jeweils eine detaillierte Darstellung der Befunde zur spätmittelalterlichen Anlage und deren Interpretation, wobei regelmäßig auch auf die bislang weitgehend unpublizierten Aufnahmen der 1982 sichtbar gewesenen Wandbefunde Bezug genommen wird. Instruktive Isometrien verdeutlichen dabei den Bauablauf und die

verschiedenen Bauzustände während der Baumaßnahmen. Abgeschlossen werden die Einzelkapitel durch eine kurze historische Einordnung der Gebäudegruppe.

Von grundsätzlicher Bedeutung ist das vorgestellte Kapitel zu den Baumaterialien und ihrer Herkunft. Dabei spielt das Material Holz eine herausragende Rolle. Die Menge des benötigten Holzes für die Dächer und den Innenausbau des Klosters erzwang insbesondere beim Nadelholz eine Beschaffung aus überregionalen Quellen. Es handelt sich dabei um Floßholz, von dem Kayser belegen kann, dass es auf der Iller bis Ulm geflößt worden ist. Die Analyse der Dachwerke offenbart dabei einen entscheidenden Wechsel bei deren Konstruktion: Die älteren Dachwerke verfügen über liegende Stühle ohne Stuhlschwellen und ohne Spannriegel; die nach 1492 gebauten Dachwerke sind mit Schwellriegeln zwischen den Stuhlstreben und Druckriegeln in den Bindergespärren ausgestattet – ein Hinweis, dass mit dem Auftreten des württembergischen Baumeisters Peter von Koblenz und vielleicht auch des Zimmermanns Hans von Zweibrücken neue Konstruktionstechniken nach Blaubeuren vermittelt wurden. Die holzartspezifische Verwendung von Beil und Säge bei der Zurichtung der Bauhölzer, auf die vom Verfasser ausdrücklich hingewiesen wird, ist in Südwestdeutschland allerdings seit dem späten 13. Jahrhundert nicht ungewöhnlich. Hier sei auf die Dachwerke der Zisterzienserklosterkirche Salem aus dem späten 13. und frühen 14. Jahrhundert verwiesen. Auch dort sind die eichenen Konstruktionshölzer gesägt; die aus Nadelholz in der Regel gebeilt und – bei Bedarf – aufgesägt.

Der Holzbau bildet in den Kapiteln zu den einzelnen Baugruppen jeweils einen besonderen Schwerpunkt. Die ausführliche Darstellung der unterschiedlichen Konstruktionen bei den Hausgerüsten, den Dachwerken und den hölzernen Ausbauten der Baukomplexe ist eine Stärke dieses Bandes. Hier sei insbesondere auf die Kapitel zum Turmdachwerk und vor allem zu den hölzernen Einbauten des Dorments hingewiesen. Die Gefügespezialisten werden hier für die detaillierte Dokumentation der Abbundzeichen, die Explosionszeichnungen der Knotenpunkte und die Detailaufnahmen der Markierungen und Zeichnungen auf den Konstruktionshölzern dankbar sein.

Eine Besonderheit der spätmittelalterlichen Neubauten sind die zahlreich verwendeten keramischen Bauelemente: Neben Backsteinen und Dachziegeln sind dies vor allem großformatige Formsteine und Bauplastik.

Einen eigenen Abschnitt widmet Kayser dem „Blaubeurer Lilienfries“ – großformatigen Keramiken mit Liliendekor, die für Zierfriese verwendet wurden. Die kurze Auflistung der Vergleichsbeispiele ließe sich im oberen Donaauraum noch erweitern – hier sei nur auf das in nächster Nähe zu Blaubeuren gelegene Benediktinerinnenkloster Urspring (Gastbau, 2. Hälfte 15. Jh.) und auf die Pfarrkirche St. Nikolaus in Scheer (Chor 1492 inschriftlich datiert, Terrakottaplatten identisch mit Blaubeuren) verwiesen. Sehr zu begrüßen ist die vollständige Abbildung der Terrakottaplastiken an den Giebeln der Klosterkirche und die Dokumentation der fragmentarisch erhaltenen Dekorationsmalereien, die mit den Terrakotten ein Gesamtkonzept bildeten.

Die dendrochronologische Datierung der Dachwerke bzw. der aus den ermittelten Falldaten erschlossene Aufrichtungszeitraum bildet einen terminus post quem für die Giebel, da diese vor die Dachwerke gebaut wurden. Für die Giebelzier verweist Kayser auf die Zier der Treppengiebel am Rathaus der nahe gelegenen Reichsstadt Ulm. Die zwischen Fialaufsätze eingespannten Dreipassbögen mit Lilienenden erinnern dabei eher an die etwas ältere Giebelzier des Rathauses in Bad Waldsee, wo zwischen die Fialaufsätze durchbrochen gearbeitete Maßwerkplatten aus Terrakotta (im 19. Jahrhundert teilweise erneuert) eingespannt

sind. Wenn man die fragmentarisch erhaltene Bemalung der Blaubeurer Giebel mitberücksichtigt, verstärkt sich die gestalterische Parallele. Hier wäre auch auf die Gestaltung zahlreicher spätmittelalterlicher Turmgiebel in Oberschwaben, wie z. B. in Äpfingen, Langenschemmern, Ingerkingen, Sulmingen, Unterelchingen, zu verweisen.

Das bislang wenig bearbeitete Thema der Baukeramik, in Oberschwaben seit der Wende zum 13. Jahrhundert (z. B. Schussenried, Prämonstratenserstiftskirche; Heiligkreuztal, Zisterzienserinnenklosterkirche) von zunehmender Bedeutung mit einem Höhepunkt im 15. und 16. Jahrhundert (z. B. Wald, Kreuzgang des Zisterzienserinnenklosters; Stetten bei Ehingen, Kapelle St. Bernhard) rückt hier mit einem weitgehend unbekanntem Teilaspekt in den Fokus der Forschung. Dabei wären auch Bezüge zu den oft in kirchlichem Kontext entstandenen großformatigen oberschwäbischen Tonplastiken des 14. bis 16. Jahrhunderts in Erwägung zu ziehen.

Die Chronologie des Bauablaufs stützt sich primär auf die dendrochronologischen Beprobungen (im Text leider ohne Verweis auf die Zusammenstellung am Ende des Bandes) und ihrer Zuordnung zu den am Mauerwerk erkennbaren Befunden. Es können hier nicht alle Neuinterpretationen und Neudatierungen vorgestellt werden, es seien nur wenige Beispiele herausgegriffen: Für die Klosterkirche konnte Kayser die bereits andernorts publizierte Abfolge der Dachwerke bestätigen und im Fall der noch nicht beprobten Dachwerke präzisieren, wobei sich die Abweichungen im Bereich von maximal zwei bis drei Jahren bewegen. Die ebenfalls schon beobachtete Planänderung am Hochchor und die Abbruchspuren am ursprünglichen Chordachwerk, bislang als bauzeitlicher Sturmschaden gedeutet, sieht Kayser in unmittelbar ursächlichem Zusammenhang und interpretiert beide als Folge eines Teileinsturzes des Chors, der dann zu der Planänderung im Westteil des Chors geführt habe. Infolge des Einsturzes sei der ursprünglich geplante Chor verkürzt, auf den zunächst geplanten querschifflosen Langhaussaal verzichtet und zu dessen Stabilisierung der massive Mittelurm mit seinen Annexen gebaut worden. 1491 sei die Traufhöhe des Chors erreicht worden (S. 89), und in den beiden Folgejahren 1492 und 1493 habe man den Turm weiter hochgeführt. Diese Maßnahme verbindet Kayser mit dem Übergang der Bauleitung an Peter von Koblenz. Mit dem Weiterbau des Turms wurde seiner Ansicht nach auch der Schaden am Chordachwerk (Winterfällung 1491/92) repariert. Da sich am Mauerwerksmörtel des Turms die Holzkonstruktion abzeichnet, kann dieses aber erst nach der Aufrichtung des ergänzten Chordachwerks ausgeführt worden sein. Nach den von Kayser ermittelten Baudaten wäre der Teileinsturz nach 1489 erfolgt, da wohl erst in diesem Jahr das ältere Chordachwerk aufgeschlagen wurde. 1491 ist der westlichste Schlussstein mit dem Wappen des Abts Heinrich III. Fabri inschriftlich datiert. Die Dachwerksreparatur am Chordachwerk kann nach den Dendrodaten jedoch frühestens 1492 erfolgt sein. Stimmt die These vom Einsturz und der Umplanung mit verkürzten Jochlängen, dann müsste zwischen 1489 und 1492 die Umplanung mit Fundamentierung des Mittelturms sowie der nördlichen und südlichen Seitenkapelle und der Bau des aufgehenden Mauerwerks bis zur Traufhöhe des Chors erfolgt sein. Zudem setzt dies voraus, dass die Datierung an dem westlichsten Schlussstein des Chorgewölbes unrichtig ist. Es ist daher wahrscheinlicher, dass die Umplanung der beiden Chorwestjoche bereits früher erfolgte und zwischen dem Bauschaden am Chordachwerk und der Umplanung kein ursächlicher Zusammenhang besteht. Da zudem das Holzgerüst des Turmdachwerks bereits 1492/93 aufgeschlagen worden sein soll (S. 141), was sich aus den Dendrodaten mit dieser Sicherheit aber nicht ableiten lässt, würden sich erstaunlich kurze Bauzeiten ergeben.

Einzig der kleine Glockenstuhl ist sicher datiert, wobei zu prüfen wäre, ob dieser immer am heutigen Standort aufgebaut war.

Aus den beigegebenen Planbeilagen ergibt sich ferner, dass der Turm leicht versetzt zur Chorachse steht und seine Außenwände nicht mit den Innenwänden des Chors fluchten (so aber S. 141). Hätte man den Turm zur statischen Sicherung des reparierten Chorbaus konzipiert, hätte man eine westliche Absicherung der Chorlängswände angestrebt, stattdessen sind gerade die Westkanten des Chors ungesichert, und nur der Gewölbeschub der Annexkapellen bildet einen gewissen Gegendruck zu dem Gewölbeschub des Chorgewölbes. Andererseits fluchten in das 15. Jahrhundert gesetzte Fundamente im Langhausbereich, die in keinem Bezug zu dem heutigen Langhaus stehen, auf diesen Mittelurm (S. 83, Abb. 126). Hier bleibt also noch eine bauhistorische Nuss zu knacken.

Die akribische Befundaufnahme des Verfassers verdeutlicht, dass der spätgotische Klausurneubau nicht nach einem von Anfang an feststehenden Plan entstand, sondern das Ergebnis einer laufenden Planfortschreibung war. Besonders deutlich wird dies an dem Baukörper von Kapitelhaus (Kapitelkapelle) und Bibliothek. Hier kam es zu einem Konflikt zwischen den Dachwerkkonstruktionen über dem Klausurostflügel und jenem von Kapitelhaus/Bibliothek, in dessen Folge eine Umplanung für das letztgenannte Dachwerk während der Baumaßnahme erfolgte. Nur die an den Konstruktionshölzern bereits angebrachten Abbundzeichen verweisen noch auf die ursprüngliche Planung.

Als Besonderheit verweist Kayser auf den hohlen Strebepfeiler an der Südostecke des Polygonabschlusses von Kapitelsaal/Bibliothek. Die schmalen Öffnungen am oberen Abschluss dieses „Strebepfeilers“ können darauf hinweisen, dass es sich hier um den Rest einer Totenleuchte handelt. Ein vergleichbarer Befund hat sich fragmentarisch an der südlichen Chorabseite der Zisterzienserinnenklosterkirche Heiligkreuztal erhalten.

Bemerkenswerte Neufunde kann Kayser für den Südflügel und den Westflügel vorstellen. Für den Westbau (Ephoratsflügel) kann er einen bislang unbekanntem Umbau in den Jahren um 1400 erschließen, die er mit Stiftungen des Ulmer Patrizierpaars Heinrich und Adelheit Kraft in den Jahren 1397 und 1398 in Verbindung bringt. Im Westflügel werden die wenig bekannten Befunde zu dem 1887/88 und in den 1960er Jahren erheblich umgestalteten ehemaligen Abteibau vorgestellt. In einem abschließenden Kapitel werden schließlich noch kurz die klosterzeitlichen Bauten außerhalb der Klausur behandelt. Dabei ist das publizierte historische Planmaterial ein besonderer Gewinn.

Den Band beschließt ein Anhang mit einer mustergültigen Dokumentation der im Zuge der jüngsten Baumaßnahmen gezogenen dendrochronologischen Proben. Bedauerlicherweise fehlen aber die älteren Beprobungen und deren Ergebnisse, so dass der Band hier unverständlicherweise unvollständig bleibt. Ähnlich bedauerlich ist, dass bei der für den Band aufgewandten Akribie fast konsequent darauf verzichtet wurde, bei den bereits publizierten und interpretierten Befunden entsprechende Anmerkungen anzufügen. Leider bleiben auch wiederholt Datierungsangaben, etwa zu Erneuerungsmaßnahmen oder Veränderungen, unbelegt. Dass man sich hier auf die Mitteilung der Befunde und deren Interpretation in Hinblick auf den Bauablauf und die Rekonstruktion der Baukörper beschränkt, ist im Rahmen dieser Reihe legitim. Eine kritische Diskussion der Befunde hätte man indes erwartet. Die Synthese der Einzelbefunde und die Entschlüsselung des inhaltlichen Gesamtkonzepts für die Klosteranlage auf der nun vorliegenden dichten Befundbasis sowie die Konkretisierung ihrer Bedeutung im Kontext der Klosterreformen des 15. Jahrhunderts stehen auf einem anderen Blatt.

Besonders hervorzuheben ist die reiche Bebilderung des Bandes, bei der vor allem darauf geachtet wurde, die entscheidenden Befunde möglichst vollständig in Bild und Zeichnung zu dokumentieren. Gerade die zahlreichen Detailaufnahmen der oft schwer oder heute unzugänglichen Befunde sind eine besondere Qualität und bilden den Maßstab für zukünftige Bände dieser Reihe. Einzig das bisweilen unvermittelte Nebeneinander von professionellen Photographien und weitgehend unbearbeiteten Arbeitsaufnahmen wirkt mitunter irritierend und sollte bei zukünftigen Layouts besser ausgeglichen werden. Oft hätte schon eine professionelle Bildbearbeitung geholfen, in anderen Fällen hätte man eine den ambitionierten Ansprüchen genügende Aufnahme erwartet. Auch die Unterbringung der großformatigen Planbeilagen in einem eingebundenen Schubler dürfte dem Preisdruck geschuldet sein. Andererseits hätten es die Benutzer sicher begrüßt, wenn die kleinformatigen Grundrisspläne des umfangreichen Plananhangs nicht doppelseitig, sondern als Planbeilage gedruckt worden wären, da in der vorliegenden Form die Pläne im Bereich der Bindung nicht einsehbar und damit auch nicht benutzbar sind. Bei den großformatigen Handaufmaßen hätte man sich ein feineres Raster gewünscht, um die Detailgenauigkeit dieser Pläne voll auskosten zu können. Besonders aufschlussreich sind die in erfreulicher Dichte berücksichtigten historischen Bauaufnahmen und Planunterlagen für geplante Umbauten und Restaurierungen.

Am Rande wäre noch anzumerken, dass bei den Abbildungen 697 und 698 die Bildunterschriften vertauscht sind. Bei den Abbildungen 390, 589, 590, 663 und 664 korrelieren Farblegende und Farbgebung der Baualterspläne nicht, und bei Abb. 133 fehlt die Farblegende, aber man darf vermuten, dass sie den deutlich später im Band folgenden Baualtersplänen entsprechen soll.

Dies sind aber eher Kleinigkeiten, die die grundlegenden Forschungsergebnisse zur Baugeschichte der Klosteranlage im 15. und frühen 16. Jahrhundert in keinsten Weise schmälern. Der dezidierte als Ergebnis der Bauforschung vorgestellte Band stellt die Forschung zu Blaubeuren auf eine neue tragfähige Basis und bildet die unverzichtbare Grundlage für jede zukünftige Untersuchung über den Blaubeurer Konvent an der Wende vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit. Der Band ist ein gelungener Auftakt für die neugestaltete Reihe der Forschungen und Berichte zur Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg und gibt in seiner Dokumentationsdichte bei den Primärbefunden eine Messlatte für die Folgebände vor. Man kann hoffen, auch in Zukunft derart befunddichte Publikationen in dieser Reihe vorzufinden.

Ulrich Knapp

Roland WEIS, Burgen im Hochschwarzwald. Ostfildern: Jan Thorbecke 2019. 240 S. ISBN 978-3-7995-1368-5. € 29,-

„Hochschwarzwald“ war der Name eines früheren Landkreises zwischen dem Breisgau und der Baar, der bis 1973 bestand. Weis beschreibt Burgen in diesem Bereich und in Nachbargebieten rundum. Er weist allerdings in der Einführung darauf hin, dass es in diesem Gebiet keine erhaltenen Burgen und auch keine eindrucksvollen Ruinen gibt, außer zwei mächtigen Bergfriede der Burg Roggenbach (Nr. 30), und man könnte den hohen, aber ruinösen Wohnbau in Neu-Tannegg (Nr. 26) hinzufügen.

Aber Weis ermittelte Überbleibsel und Hinweise auf viele früheren Burgen: Mauerreste, Bauteile, Gräben und Wälle, Keramikteile und Münzen, die datierbar sind, alte Flurnamen, die auf Burgen hinweisen, dazu natürlich seit dem 11. Jahrhundert schriftliche Belege von